

**Wählen Sie ein (längeres) Gedicht *oder* mehrere kurze Gedichte *oder* eine
Geschichte!**

Abgabetermin: nach den Osterferien (per E-mail, mit Kennwort)

Hanns Freiherr von Gumppenberg (1866-1928): Ein Jahr ist nichts ...

Ein Jahr ist nichts, wenn man's verputzt,
ein Jahr ist viel, wenn man es nutzt.
Ein Jahr ist nichts; wenn man's verflacht;
ein Jahr war viel, wenn man es ganz durchdacht.

Ein Jahr war viel, wenn man es ganz gelebt;
in eigenem Sinn genossen und gestrebt.
Das Jahr war nichts, bei aller Freude tot,
das uns im Innern nicht ein Neues bot.

Das Jahr war viel, in allem Leide reich,
das uns getroffen mit des Geistes Streich.
Ein leeres Jahr war kurz, ein volles lang:
nur nach dem Vollen mißt des Lebens Gang,
ein leeres Jahr ist Wahn, ein volles wahr.
Sei jedem voll dies gute, neue Jahr.

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874): Zur Fastnachtszeit

Und beut der Winter auch manche Leiden,
So will er doch nicht traurig scheiden:

Er bringt uns erst noch die Fastnachtszeit
Mit aller ihrer Lustigkeit.

Da gibt es Kurzweil mancherlei,
Musik und Tanz und Mummerei,

Pfannkuchen, Brezel, Kuchen und Weck',
Und Eier und Würste, Schinken und Speck.

Wir Kinder singen von Haus zu Haus
Und bitten uns eine Gabe aus,

Und machen's hinterdrein wie die Alten
Und wollen heuer auch Fastnacht halten.

Februar

Es ist ein großes
Warten
im Februar
im Garten.

Die Amsel gickst,
sie will singen,
doch ganz
will's noch nicht gelingen.

Bald wird mein Garten
Voller Schneeglöckchen sein,
Bald fällt meiner Amsel
Ihr Lied wieder ein.

James Krüss: Ferienpläne

Ich habe mir ein Rad erspart,
ein Rad mit Tachometer.
Es ist von ganz moderner Art,
ich fahr damit auf Ferienfahrt,
und mit mir fährt der Eberhard
und außerdem der Peter.

Der Peter hat ein Dreierzelt,
drin schlafen wir bei Nacht.
So brauchen wir kein Herbergsgeld,
und wenn uns wo ein Platz gefällt,
dann wird das Zelt dort aufgestellt,
und dann wird Rast gemacht.

Ein Paddelboot ist auch dabei
(von Eberhards Familie).
Auch Decken für uns alle drei
und Töpfe für Kartoffelbrei,
den koch ich selber ohne Scheu
mit Dill und Petersilie.

Nun kommen unsre Ferien bald.
Am Samstag wolln wir starten.
Wir starten bei der Gasanstalt.
Wir fahren in den Tannenwald,
wir fahren ohne Aufenthalt.
Ich kann es kaum erwarten.

Max Bollinger: Was uns Angst macht

Wenn es auf dem Boden knistert und knarrt,
wenn etwas leise hinter der Holzstiege scharrt,
wenn der Himmel schwarz und dunkel ist,
wenn es donnert und blitzt,
wenn ein Stier uns entgegenrennt,
wenn es hagelt und brennt,
wenn der Sturm an den Läden rüttelt
und die Kronen der Bäume schüttelt.

Wenn wir durch einen Wald spazieren
und plötzlich die Richtung verlieren,
wenn hinter den Büschen Gespenster lauern
und hinter den Steinen Gestalten kauern,
wenn sich Riesen im Traum verstecken
und uns mitten in der Nacht wecken,
wenn uns die Mutter in den Keller schickt,
wenn vor uns ein Mäuslein erschrickt.

Renate Welsh: Rotschädlerte Hexerei

Ich kam schon mit fünf Jahren in die Schule. Weil ich unbedingt wollte. Ich war immer randvoll mit Fragen, und seit ich in Aussee lebte und mein Großvater in Wien, war niemand da, der Zeit gehabt hätte, alle meine Fragen zu beantworten. Ich war überzeugt davon, dass Lehrer nur dazu auf der Welt waren und nur dafür bezahlt wurden, Fragen zu beantworten, dass sie nie sagen durften: „Das ist so, weil es eben so ist“, oder „Das verstehst du doch nicht, dafür bist du noch zu klein“, und nie, nie, nie: „Das ist eine dumme, freche Frage.“ Ich machte also eine Prüfung und saß nun in der ersten Klasse.

Leider war ich anders als die Anderen. Nun ist zwar jede und jeder anders als die Anderen, aber ich war noch anderer als die Anderen. Ich war das einzige Kind im Dorf, das knallrote Haare hatte, sehr klein, ziemlich schüchtern, sehr ungeschickt im Umgang mit den anderen Kindern. Unsere Lehrerin machte auch noch den Fehler, den großen Buben in der Klasse hin und wieder zu sagen: „Wenn die Kleine das kann, müsst ihr Großen es auch können.“ Die großen Buben rächten sich natürlich an mir. „Tatü, die Feuerwehr kommt!“, riefen sie, wenn ich die Klasse betrat. „Rotschädlerte Hex!“, brüllten sie mir nach. „Alle Rotschädlerten sind Hexen, und du bist die Oberhex!“ Einer hielt mich fest, ein anderer zählte mit umgedrehtem Federhalter meine Sommersprossen, und alle schlossen Wetten ab, wie viele ich denn hätte. Damals wollte ich eigentlich ein Held sein und Piratenkapitän werden, nur ging mein Heldenmut immer in die Hose, wenn die großen Buben nur einen Schritt auf mich zukamen. Dann brüllte die ganze Klasse vor Lachen, und ich wünschte, ich wäre tot. Wenn ich tot wäre, dachte ich, hätten mich endlich alle lieb. Ich überlegte, wie ich es anstellen könnte, tot zu sein. Am besten ohne zuerst sterben zu müssen. Mitten in meine Überlegungen kam ein Angebot.

Der Größte und Stärkste in der Klasse versprach, mich zu beschützen, wenn ich dafür jeden Tag seine Hausaufgaben schriebe. Ich war sofort einverstanden.

Nach wenigen Tagen verlangte er als Draufgabe eine Geschichte auf dem Heimweg, sonst wäre es viel zu fad, mit einem Mädchen heimzugehen. „Weiber“, sagte er, „sind sowieso das Letzte. Hässliche Weiber sind das Allerletzte. Und du kommst lang danach.“ Also dachte ich mir jeden Abend eine Geschichte für ihn aus. Darin hatte ich Übung, ich erzählte auch meinen Schwestern immer Geschichten. Aber während meine Schwestern Prinzessinnen und Feen liebten, bestand er auf Abenteuern. Ein Held auf der Flucht vor einem wütenden Löwen klettert auf einen Baum, da oben liegt aber schon ein Panther, und zwei Äste höher züngelt eine Riesenschlange.

Auch Schiffbrüchige mochte er gern, besonders wenn sie in Gewässern voller Krokodile und Haie Schiffbruch erlitten hatten, und Südpolfahrer. Wenn die Geschichten spannend genug waren, begleitete er mich zu unserem Gartentor. Wenn sie ihn langweilten, rannte er weg. Und dann kamen die Anderen.

Nach Weihnachten, als wir schon alle Buchstaben schreiben konnten, verlangte der Bub: „Die Geschichten schreibst du mir auf!“ „Wo soll ich das Papier hernehmen?“ fragte ich. Papier war damals eine Kostbarkeit und schwer zu finden. „Das organisiere ich!“, erklärte er. Und er organisierte Papier: Rechnungsblocks aus dem Gasthaus, in dem seine Mutter arbeitete, mit dem Wappen einer Bierfirma darauf. Ich musste die Zettel falten, ordentlich zusammenheften – Montag mit grünem Faden, Dienstag mit gelbem, Mittwoch mit rotem – musste vorne ein Bild darauf malen und hinten ein Kreuzworträtsel oder einen Witz. Wenn die anderen Kinder die Geschichten lesen wollten, mussten sie ihn dafür bezahlen.

Er bekam Butterbrote, Äpfel, Nüsse, ab und zu Schokolade, er bekam sogar Geld für meine Geschichten. Wenn er seinen besonders großzügigen Tag hatte, durfte ich auch einmal abbeißen. Manchmal war ich sauer, wenn ich mit knurrendem Magen hungrig zusah, wie er mampfte, was er für meine Geschichten bekommen hatte. Vor allem aber war ich ungeheuer erleichtert. Ich hieß wieder Renate, nicht mehr „rotschädlerte Hex“, ich musste nicht mehr in die Hose machen vor Angst, ich konnte das Leben wieder schön finden.

Was aus dem Buben geworden ist, weiß ich leider nicht. Ich stelle mir vor, dass er ziemlich reich sein muss. Vielleicht liest er zufällig, was ich hier geschrieben habe. Dann möchte ich ihm noch sagen, dass ich ihm eigentlich dankbar bin. Wer weiß, ob ich ohne ihn so sehr daran geglaubt hätte, dass Geschichten sehr nützlich sein können.

Ursula Wölfel: Hannes fehlt

Sie hatten einen Schulausflug gemacht. Jetzt war es Abend, und sie wollten mit dem Autobus zur Stadt zurückfahren.

Aber einer fehlte noch. Hannes fehlte.

Der Lehrer merkte es, als er die Kinder zählte. „Weiß einer etwas von Hannes?“, fragte der Lehrer. Aber keiner wusste etwas. Sie sagten: „Der kommt noch.“

Sie stiegen in den Bus und setzten sich auf ihre Plätze. „Wo habt ihr ihn zuletzt gesehen?“, fragte der Lehrer. „Wen?“, fragten sie. „Den Hannes? Keine Ahnung. Irgendwo. Der wird schon kommen.“

Draußen war es jetzt kühl und windig, aber hier im Bus hatten sie es warm. Sie packten die letzten Butterbrote aus.

Der Lehrer und der Busfahrer gingen die Straße zurück. Einer im Bus fragte:

„War Hannes überhaupt dabei? Den hab ich gar nicht gesehen.“

„Ich auch nicht“, sagte ein anderer.

Aber morgens, als sie hier ausstiegen, hatte der Lehrer sie gezählt, und beim Mittagessen im Gasthaus hatte er sie wieder gezählt und dann noch einmal nach dem Geländespiel. Da war Hannes also noch bei ihnen.

„Der ist immer so still“, sagte einer. „Von dem merkt man gar nichts.“

„Komisch, dass er keinen Freund hat“, sagte ein anderer, „ich weiß noch nicht mal, wo er wohnt.“ Auch die anderen wussten das nicht. „Ist doch egal“, sagten sie.

Der Lehrer und der Busfahrer gingen jetzt den Waldweg hinauf. Die Kinder sahen ihnen nach.

„Wenn dem Hannes jetzt etwas passiert ist?“ sagte einer.

„Was soll dem denn passiert sein?“ rief ein anderer. „Meinst du, den hätte die Wildsau gefressen?“ Sie lachten. Sie fingen an, sich über die Angler am Fluss zu unterhalten, über den lustigen alten Mann auf dem Aussichtsturm und über das Geländespiel. Mitten hinein fragte einer: „Vielleicht hat er sich verlaufen? Oder er hat sich den Fuß verstaucht und kann nicht weiter. Oder er ist bei den Kletterfelsen abgestürzt?“

„Was du dir ausdenkst“, sagten die anderen.

Aber jetzt waren sie unruhig. Einige stiegen aus und liefen bis zum Waldrand und riefen nach Hannes. Unter den Bäumen war es schon ganz dunkel. Sie sahen auch die beiden Männer nicht mehr. Sie froren und gingen zum Bus zurück.

Keiner redete mehr. Sie sahen aus dem Fenstern und warteten. In der Dämmerung war der Waldrand kaum noch zu erkennen.

Dann kamen die Männer mit Hannes. Nichts war geschehen. Hannes hatte sich einen Stock geschnitten, und dabei war er hinter den anderen zurückgeblieben. Dann hatte er sich etwas verlaufen. Aber nun war er wieder da, nun saß er wieder auf seinem Platz und kramte im Rucksack. Plötzlich sah er auf und fragte: „Warum seht ihr mich alle so an?“

„Wir? Nur so“, sagten sie. Und einer rief: „Du hast ganz viele Sommersprossen auf der Nase!“ Sie lachten alle, auch Hannes. Er sagte: „Die hab ich doch schon immer.“

UNGARNDEUTSCHE TEXTE

Josef Mikonya:

Gedanken voa Mitternacht

Te Uhrzeiga noht,
mia stehen voan Toar.
Hoffnungsvoll tret ma
ins neichi Joahr.

Tie Zeit kaunnt net zruckhoitn,
host nao so stoarki Händ.
Tie Wölt is unendlich,
's Leben hot sein End.

Heut bis nau kräftig,
kennst ka Schwierigkeit...
Moargn sitzt in Winkl,
denkst an die Vergaunganheit.

Tei Lebn is a Buach:
Tie Zeiln schreibst Du hinein.
's kao laung sei, oda kurz:
Nua wertvoll soll's sein!

A Blott host wieda vollgeschriebn,
a sauwars liegt voa dir.
Wos du darauf schreibn weast,
tais hängt ob nur von dir!

Fia die Zuakunft solls tie Botschaft sei
- amoi wead's Geschicht -
Wenn bereits t Staub
bedeckt hot deini Tritt'.

(Am Silvesterabend 1983)

Josef Michaelis: Schulbeginn

Rauschschwalben plaudern über Reisedaten
und Grillensang reift abends neuen Wein -
Was zeigt das, Kinder? Könnt ihr es 'mal raten?
Zur Schule muß bald jeder, groß und klein.

Holt 'vor das Buch, den staubbedeckten Ranzen,
die Lineale und den Stundenplan,
im Heft wollen die Füller nochmals tanzen,
nach Ferien ist wieder das Lernen d'ran.

Als alter Schüler möchte' ich etwas sagen:
Lest jeden Stoff, nicht nur was euch gefällt -
verbringt die Zeit mit wertschaffenden Tagen,

paßt auf, dann öffnet sich die ganze Welt."

Christina Arnold: Gute Frage!?!

Was ist denn an uns ungarndeutsch?
Die Haut? Die Haare? Unser Fleisch?
Die Worte? Oder wie man geht?
Oder wie man aus dem Fenster sieht?

Was ist es denn? Die Augen? Der Sinn?
Oder unser Neubeginn?
Die Liebe, das Leid, unser Haus?
Oder unsere Kirchenmaus?

Wie unsere Kinder lachen?
Oder wie wir darüber wachen?
Der Weg, das Ziel oder das Ende?
Oder, daß ich zu viel darüber nachdenke?

Christina Arnold: Mein Heimatdorf

Töpfer, Steinmetz und Faßbinder
Sind die Nadascher Handwerker
Lehm und Steine und viel Holz
Bearbeiten sie ganz stolz

Die Weinberge und ihr Ertrag
Sind sehr berühmt bis ganz nach Prag
Die Weinsorte heißt Blaufränkisch
Die Mundart da ist Ostfränkisch

JOSEF MIKONYA: DER ALTE KIRSCHBAUM

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts soll jemand prophezeit haben, dass man „in hundert Jahren in Ungarn kein deutsches Wort mehr hören wird.“

Ich bin kein Prophet und weiß auch nicht, ob solche Vorhersagen überhaupt einen Sinn haben. Mir liegt aber das Schicksal der deutschen Sprache, und vor allem das der Menschen am Herzen, die in meinem Vaterland diese Sprache von Eltern und Großeltern als Wegzehrung fürs Leben erhalten haben.

Unweit unseres Dorfes gibt es eine Mulde mit sanften Hügeln. Sie heißt heute Csurgó. In unserem Dialekt nennt man sie aber auch heute noch Tschurgaheit (Csurgóhegy). Als unsere Vorfahren hier ankamen, pflanzten sie auf diesem Fleck Weinreben. In den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kam das große Weinsterben, das die auf weiten Flächen die einst blühenden Weingärten zur öden Wüste machte. Der große Eichwald, der die Mulde umrahmte, gehörte einem Gutsherrn. Diesem gefiel es nicht, dass die Leute in seinem Wald Verbindungswege angelegt hatten, und er machte ihnen den Vorschlag zu einem Tausch. Er versprach ihnen für diese hügelige Mulde einen besseren Grund, und die Bauern sollten dafür auf die Waldwege verzichten. Alles freute sich, denn für Korn war dieser Boden ungünstig, es wuchsen neben den neu gesetzten Obstbäumen nur Mais und Kartoffeln, höchstens konnte man noch Hafer mit Erfolg hier anbauen. Und durch die Waldgegend war auch der Wildschaden beträchtlich. Der Gutsherr seinerseits pflanzte auf dem frei gewordenen Hügelland Akazien und Fichten. Die Obstbäume ließ er aber stehen. Der neue Baumbestand, vor allem die Akazien, entwickelte sich schnell. Die kleineren Bäume, Pfirsich, und Zwetschge, gerieten bald in den Schatten. Auch die Walnußbäume konnten es mit dem neuen Wald nicht lange aufnehmen.

Allein die Kirschbäume wollten sich nicht ergeben ...

In meiner Kindheit standen noch drei von ihnen. Zur Freude der Vögel und auch für uns Kinder blühten sie jeden Frühling und brachten süße Früchte.

Zur Zeit steht nur mehr einer. Einen Ast hat bereits die Krankheit befallen. Doch ringt der Baum noch immer zäh um sein Leben.

Christina Arnold: Unser Tisch (in: Signale 2003)

Er saß oft in der Küche, bei einem Glasl Wein, mit dem Ellbogen auf der Tischplatte und der linken Faust unterm Kinn grübelte er vor sich hin. Der Tisch war immer gedeckt, damit man nicht sah, wie alt er schon war. Sonntags kam sogar ein extra Tischtuch drauf, und auch eine Vase. Zu Weihnachten schmückte den Tisch immer ein Apfel mit einer Kerze drin, die mit kleinen Fichtenzweigen dekoriert war.

Der Tisch war ein Mittelpunkt im Haus. Drum herum saß die Familie, aber nicht nur beim Essen, sondern

auch wenn Gäste kamen oder Feierlichkeiten begangen wurden. Der Tisch war schon sehr alt und wurde deswegen bereits einmal aus dem Haus verbannt, genau wie die Besitzer selbst.

Als das Haus damals fertig war, bekam die Hausfrau einen neuen Tisch, einen richtig sch.nen, einen traditionellen Familientisch. Die Familie war nicht reich, aber der Tischler war ein Verwandter. Zwar kein enger Verwandter, aber Verwandtschaft wurde damals viel ernster genommen als heute, so kriegten sie den neuen Tisch sehr günstig.

Der alte kam in die Scheune, das Stückchen Familiengeschichte wurde in die Ecke geschoben, nun saßen Hühner drauf, Arbeitskleidung und leere Säcke haben darauf überwintert. Von der Ecke aus betrachtete der Tisch die Familienmitglieder und vegetierte ohne richtige Aufgabe einfach so vor sich hin.

Der Tisch weilte aber nur wenige Jahre in der Scheune. Bis die Familie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zusammenfand und zu Hause ankam, war das Haus leer. Schränke, Betten und das Vieh, alles war weg. Kleider, Bettzeug, Tischtücher, alle Wertsachen waren gestohlen, alles Eßbare und Tragbare war verschwunden. Nur in der Scheune blieb ein „Familienmitglied“ übrig, den alten Tisch mit den gedrechselten Beinen, mit aufklappbarer Tischplatte und den alten Holznageln wollte keiner haben. Weinend beugte sich das Familienoberhaupt über sein Erbstück und trug es behutsam wieder auf seinen alten Platz. Schwere Jahre erlebte die Familie, aber beim Tisch fand sie immer zusammen.

Die Jahre vergingen und die Glanzzeit des alten Tisches war dann wieder vorbei. Die Rolle des einzig übriggeblieben mußte er dann wieder in die Rolle des überflüssigen eintauschen.

„Sel mesch zamschneide?“ fragte der Hausherr seine Frau. Sie sah den Tisch an und mit Tränen in den Augen erinnerte sie sich wieder an die schlimme Zeit. „Naa, laß es ganz, we waaß, was noch kimmt, tu mesch uf ten Pode stelle“, sagte sie und streichelte noch einmal liebevoll über die Tischplatte.

Der Dachboden wurde in den folgenden Jahrzehnten öfters umgeräumt, entrümpelt und aufgeräumt, unnötiger Plunder wurde entsorgt. Nur der Tisch stand folgsam in einer dunklen Ecke und verbarg in seiner Schublade viele, viele Geschichten. Über ihn gebeugt erlernten mehrere Generationen Lesen und Schreiben, auf dieser Tischplatte präsentierte die Hausfrau täglich ihre traditionellen Kochkünste, und sogar Hochzeiten erlebte der Tisch. Nun spielte die Musik ohne ihn weiter, und es konnte von da oben nur erahnt werden, wie sich die Welt inzwischen verändert.

Heutzutage ist „alt Zeich“ – wie das die Oma nannte, wieder modisch, die Buben gehen oft auf den Dachboden, um nach alten „Schätzen“ zu suchen. So wurde auch der alte Tisch nach etwa fünfzig Jahren wieder neu entdeckt. Mit neuer Lackierung zwar, aber mit denselben Erinnerungen in den Löchern und Furchen dient er nun der fünften Generation. Die alte Tischplatte bedeckt nun eine durchsichtige Tischdecke, denn jetzt will man jeden Kratzer, jedes eingerissene Holzstück sehen. Der Tisch überlebte längst seine ersten Besitzer und steht nun als Zeuge der Geschichte wieder im Mittelpunkt einer Küche und hofft nur, dasselbe nicht noch einmal durchmachen zu müssen wie die Besitzer selbst.